

EA 20/6 (8)

Das neue Werk



Das neue Werk

/ Der Christ im Volksstaat /

Herausgegeben von Eberhard Arnold
Verantwortlicher Schriftleiter: Otto Samuel.

2 Jahrgang.

5. Dezember 1920

Nummer 18

Inhalt:

Erwartung. Von Eberhard Arnold	433
Der neue Mensch. Von Zinzendorf	435
Warten. Von Carl Mennicke	436
Die evangelische Kirche und die politischen Parteien. Von Friedrich Delekat	439
Das Kirchenprogramm der sozialistischen Parteien. Von Hans Hartmann	446
Die Verantwortung der Gemeinde. Von Georg Flemmig	448
„Ich habe keinen Menschen . . .“ Von Georg Flemmig	449
Wahre Familiengemeinschaft. Von Emil Engelhardt	451
Pontifex. Von Heinrich Euler	452
Aus unseren Briefmappen	454
Buch und Bild	456

20/6

Dieser Nummer liegt ein Verzeichnis der Schriften bei, die über „Christentum und die soziale Frage“ bei Chr. Kaiser in München erschienen sind.

Bezugs- u. Anzeigen-Bedingungen des neuen Werkes.

„Das neue Werk“ erscheint vierzehntäglich. Es ist zu beziehen durch alle Postämter und örtlichen Agenturen. — Haltegebühr: Vierteljährlich durch die Post M. 6.00, durch den Buchhandel M. 6.75, direkt vom Verlage M. 6.75, durch die Agenten monatlich M. 1.80, nach dem Ausland vierteljährlich M. 18.00. Einzelnummer im Buchhandel M. 1.50, fürs Ausland M. 4.50. — Anzeigengebühr: M. 1.20 für die 50 mm breite Zeile, für die halbe Seite M. 85.00, für die ganze Seite M. 160.00.

Neuwerk-Verlag, e. S. m. b. H., Schlüchtern und Leipzig.

Postcheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 25 850.

Das neue Werk

Der Christ im Volksstaat

Herausgegeben von Eberhard Arnold

Verantwortlicher Schriftleiter: Otto Samuel / Neuwerk-Verlag Schlüchtern

Erwartung.

EA 20/6 (E)

Von Eberhard Arnold.

Der Advent wird uns zu einer Festzeit tiefster Symbolik, wenn wir hier zusammengefaßt sehen, was immer und überall als gewisser Glaube in uns lebendig ist. Gottes Gewißheit ist prophetische Gewißheit. Wer in Gott lebt, blickt nicht hinter sich, sondern nach vorn. Wer lebendig ist und in seinem Inneren nicht tödlicher Verweltung verfallen ist, sieht die kleine Zeitstrecke seines Lebens und die größere Zeitstrecke der christlichen oder der allgemein religiösen Entwicklung nicht rückwärts, um irgendwo in der Vergangenheit eine Verwirklichung seiner Sehnsucht zu finden; sondern er schaut die Zeitstrecke vorwärts nach dem Ziel hin, nach dem Kleinod zu, das ihm die Berufung des Menschen wie er sein soll und wie er werden wird, vor Augen hält.

Wer seine Hand an den Gottespflug legt, sieht nach vorn. Er lebt nun von der Zukunft aus. Wer zurück sieht und sich in historische Bedenklichkeiten und in eigene psychische Versunkenheiten verliert, ist nicht geschickt zum Reiche Gottes. Freilich ist die religiöse Gewißheit des Augenblicks ebenso sehr organischer Zusammenhang mit allen religiösen Höhepunkten der Vergangenheit, wie sie prophetische Gewißheit der Gotteszukunft ist. Denn Jesus Christus ist derselbe gestern, heute und in Ewigkeit. Als die Sehnsüchtigen seines Zeitalters das Reich Gottes herbei sehnten, erwarteten sie denselben Christus, den wir heute erwarten müssen. Das Wort ward Fleisch.

Der überall wirksame Christusgeist wurde in Jesus der Menschensohn. Er war das Reich Gottes auf dieser Erde. Wo er hinkam, war das Reich Gottes hereingebrochen. Wo er lebte, waren die Kräfte der zukünftigen Welt offenbar. Seine Worte persönlicher Sündenvergebung waren ebenso gewaltige Ausstrahlungen des Zukünftigen wie seine Taten der Krankenheilung und Totenerweckung, oder wie seine Verkündigung der zukünftigen Reichsgotteszustände, die alle Verhältnisse auf dieser Erde von Grund aus umgestalten sollten. Deshalb ist es ehrfurchtslos gegen das Kommende, wenn man der Versenkung in die Schrift ohne Respekt gegenübersteht. Gewiß ist ein Biblizismus oder Pietismus, der sich nur in die Bibel versenkt, um religionsgeschichtliche oder biblische Erkenntnisse und Gefühle für das eigene

kleine Leben zu gewinnen, schwächlich und ärmlich, weil er im Widerspruch gegen den allgewaltigen Gott beharrt, der der allumfassende Schöpfergott ist. Aber wie es eine nüchterne sachliche Versenkung in die praktischen Probleme der heutigen Not gibt, deren innere Treue durch die Erschließung der letzten möglichen Lebensquellen erfüllt wird, so gibt es umso sicherer eine Versenkung in die Schrift, die uns aus unserem kleinen Ich und aus unseren kleinlichen Verhältnissen heraushebt, um uns ins Herz Gottes hineinzutragen, daß wir von ihm aus und mit ihm an allem Lebendigen Anteil nehmen, daß wir sein zukünftiges umfassendes Reich schon jetzt glauben und schauen. Diese Erwartung des Kommenden, die ebenso allumfassend wie unerschütterlich gewiß ist, kann kein passives Abwarten sein, indem man sich süßlich und weichlich mit sich selbst und dem kleinen Kreis seiner Gesinnungsgenossen beschäftigt; sondern diese Erwartung ist Gotteskraft; diese Erwartung bedeutet das Einswerden mit den zukünftigen Kräften; sie bedeutet das innere Aufgehen in den Charakter der zukünftigen Welt. Diese Hoffnung des Kommenden bedeutet eine Gewißheit, daß die zukünftige soziale Gerechtigkeit, die zukünftige Herzensreinheit und Gottesgemeinschaft jetzt überall dort wirksam ist, wo Jesus selbst zur Geltung kommt. Diese Erwartung des Zukünftigen bedeutet gegenwärtige Kraft.

Der Herr, der selbst die Liebeszukunft der Menschheit ist, ist der gegenwärtige Geist; und dieser Geist schenkt Befreiung von den wirtschaftlichen Abhängigkeiten, von den Versklavungen aller Art, unter denen wir ohne ihn seufzen. Dieser Geist der Erwartung ist der Geist der Tat, weil er der Geist des Glaubens ist. Glaube ist Tapferkeit. Er ist Wirklichkeit. Wer Glauben hat, wie ein kleines Samenkorn, kann nichts für unmöglich halten; denn das ist ja Glaube, was uns den entscheidenden Blick für die letzten Kräfte des Lebens gibt. Er erschließt uns das Herz Gottes als den Pulsschlag der gesamten lebendigen Schöpfung; er schenkt uns die Gewißheit, daß das Geheimnis des Lebens die Liebe ist. Wer in diesem letzten Wesentlichen, in der Liebe lebt, kann sein Dasein niemals in psychischer Selbstbetrachtung oder in engem Konventikeltum erschöpfen. Er nimmt Anteil an allen Geschehnissen seiner Zeitgeschichte, an allen Bewegungen, die irgendwie die Sehnsucht nach dem Zukunftsganzen und nach dem Zukunftsreich verraten. Wer von der Erfahrung des Glaubens und der Liebe, von der Erwartung des wiederkommenden Christus ergriffen ist, muß handeln. Denn die Liebe Gottes ist grenzenlos und bezieht sich ebenso sehr auf das öffentliche Leben wie auf das einzelne Herz, ebenso sehr auf die wirtschaftlichen wie auf die politischen Verhältnisse der Menschen. Wer eine solche Erwartung hat, dessen Gewissen reinigt sich nach der Reinheit dessen, den er erwartet. Es gibt nichts, was das Gewissen mehr verschärfen kann als diese Erwartung; denn sie hebt alles Relativistische des Gewissens auf. Sie überwindet alle verängstigten Schwächungen, in denen wir uns immer wieder in die Abhängigkeit von gegebenen Verhältnissen schicken.

Diese Erwartung läßt uns so sicher von der zukünftigen Welt aus leben, daß wir als ihre Botschafter heute und hier den ungebrochenen unbedingten Charakter des Zukunftsreiches stets von neuem wagen müssen. Die Christusgemeinde ist eine Gemeinde einer Hoffnung, die Gewißheit ist. Deshalb ist das Gewissen der Christusgemeinde einheitlich. Der mystische Leib des Christus, die vorhandene Einheit derer, die von seinem Geist ergriffen zu seinem Leben gedrängt und getrieben werden, hat das Gewissen der zukünftigen Welt, das Gewissen des kommenden Christus. Dieses umfassende Gewissen ist an den Jesus von Nazareth gebunden, dessen Wort und Wesen, dessen Geburt und Tod, dessen innerstes Sein die einzige Erfüllung unserer augenblicklichen Verantwortung und zugleich der einzige Gegenstand unserer Hoffnung und Erwartung ist. Die Erwartung des Kommenden ist die religiöse Gewißheit, daß das Göttliche über das Dämonische, die Liebe über den Haß, das Allumfassende über das Vereinzelte siegen muß. Gewißheit duldet keine Beschränkung. Gott umfaßt alles. Wenn wir ihm für die Zukunft vertrauen, vertrauen wir für die Gegenwart. Wenn wir ihm im Innersten glauben, so gilt dieser Glaube für alles, was unser Leben berührt. Die Adventshoffnung ist eine Glaubensgewißheit, die sich als gegenwärtige Verantwortung für das gesamte Leben auswirken muß.

Der neue Mensch.

Der Heiland sagt: Aus dem Herzen kommt alles. Wenn dein Auge einfältig ist, ist dein ganzer Leib licht; wenn dein Auge ein Schalk ist, so ist dein ganzer Leib finster. Wenn du das Pünktchen nicht erlangt hast, so sind alle deine Handlungen, die du aus Pflicht und aus Schuldigkeit tust, da jemand mit der Peitsche hinter dir steht und acht gibt, miserabel; und das Gute tust du, wie ein Packerbauer, der's tun muß; darum rechne ich's für nichts. Aber sobald du ein Mensch Gottes bist, so ist dein Denken, Sehen, Hören, Wollen, Tun ein ander Ding als vorher. Das ganze Objekt und die Methode ist verändert; man pflügt ein Neues. Man geht nur den fleischlichen Sachen, den Eitelkeiten und dem, das nichts ist, aus dem Weg, kommt in reale Sachen hinein, kommt zum Heiland, läßt seine vorigen Ideen fahren, kriegt Geschmack am Evangelium, wird teilhaftig der göttlichen Natur, wird Jesus-haft; und dann denkt und tut man Jesus-haft; und nichts ist einem mehr eine Pflicht.

(Aus Zinzendorf. Über Glauben und Leben. Aus seinen Werken zusammengestellt von Otto Herpel mit einer Einführung von Gerhard Reichel. Neuwirk-Verlag Schlüchtern 1921. Preis 15.— Mark. Zu beziehen durch den Verlag.

Aus Geschichte und Zeit

Warten!

Von Karl Mennicke.

Warten: Das klingt durch alle Berichte über die Marburger Tagung hindurch, die in dieser Zeitschrift gestanden haben. Und durchweg liegt etwas wie Anklage in dem Ton, in dem dies Wort gesagt wird. Ihr hättet sollen! Ihr seid nicht ganz treu gewesen, nicht ganz bis ins Innerste still geworden. „Hier war das entscheidende Wort gesagt: Es hat alles Reden und Machen keinen Wert. Und hier war zugleich aus der Tiefe des göttlichen Lebens heraus der Tagung ihr Urteil gesprochen: Alles dies ist sinnlos!“

Ich schreibe diese Zeilen, weil ich der Überzeugung bin, daß gerade in allen diesen Äußerungen der Sinn des Wartens, der allerdings ein tief wesentlicher ist für jeden Menschen, der ernst macht, völlig verfehlt ist. Wenn ich stark reden darf (ich bin gewiß, daß ich richtig verstanden werde): Es ist etwas von Selbstbetrug in der Art, wie hier vom „Warten“ geredet wird. Die Menschen, die darnach rufen, fast unwillig fordernd, üben es selbst nicht. Wenn etwas die Marburger Tagung gestört hat (soweit man überhaupt davon reden kann), dann eben dies: daß diejenigen, die so laut davon sprachen, nicht wirklich warten wollten.

Will Völger hat offenbar Ähnliches empfunden. „Die meisten kamen doch letztlich als irgendwie „Fertige“, Voreingenommene, Nichtaufgeschlossene.“ Und doch ist auch in seinen Äußerungen allenthalben diese kritische Ungeduld des „Fertigen“. Ich gestehe, daß mir Völgers sachliche Ausführungen sehr wertvoll sind. Sie treffen wirklich das Problem und stellen eine organische Fortsetzung unserer Marburger Versuche dar, das Problem zu klären. Aber nur schwer verstehe ich, wie ihm ein Satz, wie der folgende aus der Feder kam: „Wer von Draußenstehenden hätte sich entsetzt über die Reden, die hier gehalten wurden, wie einst die Leute in Kapernaum über Jesu Lehre“. Wer wirklich leidet unter solchem religiösen Mangel, der geht doch in sich hinein und wartet, bis ihm Vollmacht wird. Das einzige, was er inzwischen tun kann, ist, daß er treue, sachliche Arbeit leistet. Diese sachliche Arbeit stören durch Klagen über Mangel an religiöser Kraft, an lebendiger Gemeinschaft usw., das ist nicht nur unfruchtbar, sondern schlechtthin unfromm; ist gegen das tiefe, fromme Warten auf die lebendige Erfüllung Gottes.

Ich darf hier aussprechen, daß ich schon im vorigen Jahr in Lamsbach vor den großen Worten gewarnt habe. Diese Reden vom „Strom

des lebendigen Gottes“, vom „Christusgeist“ klangen unseren Ohren unerträglich. Wir empfanden: Die hier zusammen kommen, die sind in allererste Linie ein Beweis für die Richtigkeit der marxistischen Theorie, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse umgestaltend auf die geistigen Anschauungen einwirken — und nicht ein Beweis für die Wirksamkeit des „lebendigen Gottes“. Der Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse ist so stark geworden, daß auch wir Theologen uns ihm nicht mehr entziehen können, sondern von „Sozialismus“ reden müssen. Daß wir es so spät tun, gibt uns alle Ursache, bescheiden zu sein; in eine Ecke zu gehen, in der uns niemand sieht.

Wir Berliner haben in diesem Jahr in der Ecke das Einzige getan, was man, wie gesagt, tun kann, wenn man wirklich wartet; wir haben gearbeitet. Wir haben Segen davon gehabt. Die Gewißheit, die uns leitet, ist gewachsen. Unsere Aufgaben wurden uns klarer. Aber wir haben immer nur ganz streng und still davon gesprochen. Und wo wir Gemeinschaft fanden, da haben wir das dankbar erlebt — in schweigernder Stille. Denn wir empfanden: Dergleichen kann ja nur sein, wo es sich wie selbstverständlich einstellt. Wo auch nur leise Ungeduld es fordert, da weicht es von hinnen. So blieb unsere Losung: arbeiten!

In dieser Stimmung kamen wir nach Marburg. Wir erwarteten von der Konferenz nicht entscheidende religiöse Erlebnisse. Wir waren nicht ungeduldig darauf, „Gemeinschaft“ zu finden. Sondern wir kamen mit dem schlichten Willen, zu arbeiten, und mit der schlichten Hoffnung auf Förderung unserer Arbeit in der gemeinsamen Besinnung. Was darüber hinaus kommen würde, darauf warteten wir. In jener tiefen Stille des Herzens, da man auf Gott warten muß, wenn man ihm begegnen will.

Dies war auch der Sinn meiner Rede von dem Stillehler der Konferenz, den ich in den Bibelbesprechungen fand. Wir kennen zur Genüge die „Versuche, Hilfe zu finden durch Versenkung ins göttliche Wort“, von denen Will Bölger klagt, daß wir sie abgelehnt hätten. Wir haben jeden Respekt vor ihnen verloren. Sie haben uns vor jenen ungeheuren Berg der Versäumnis geführt, vor dem wir Heutigen fast hilflos stehen. Sie haben jenes „Warten“ bedeutet, das ich als eine Art Selbstbetrug empfinde, weil es kein wirkliches „Warten“ ist, sondern ein egozentrisches Jagen und Zerren: Das „Warten“ auf persönliche Gewißheit und Erfüllung, das „Warten“ auf Gemeinschaft, das „Warten“ auf religiösen Genuß in jedem Sinne, in dem sich die christliche Gemeinde von der „Welt“ isoliert hat. Wir können Gottes nur warten in der ernstesten Arbeit an eben dieser Welt. Wie ich es in Marburg ausdrückte: Wenn unsere Besinnung auf die Sache, die uns Not geworden ist (also in Marburg das politische Handeln) nicht schließlich in die letzte Tiefe führt, dann ist sie überhaupt wertlos. Wenn sie es aber tut, dann ist jede besondere Art von „Versenkung“ Lurus; Genuß, der ablenkt oder gar irreführt.

Der schlichte Dienst an der Sache, die ernste Arbeit an ihr ist die wahr-

haft zulängliche Art von Warten. Demgegenüber sind alle Erbauungs- und Gemeinschaftskonferenzen gerade die eigentliche Maske. In denen das „Erlebnis“ psychologisch destilliert werden soll. Wer von Marburg auch nur leise Ähnliches erwartete, der sollte und mußte enttäuscht werden. Gott ist das, was schlechtthin in keinem Sinne destilliert werden kann, sondern was als Segen der Kraft da aufsteigt, wo treu und ernst der Sache gedient wird (sei es nun in Gedanken oder in seelischer Arbeit oder in sogenannter praktischer Tätigkeit). In diesem Sinne darf ich sagen: Jeder, der in den Marburger Tagen umherging und mehr oder weniger unwillig etwas „vermißte“, hat nicht wirklich gewartet.

Und er hat nicht gewartet, weil er sich nicht wirklich zu der Arbeit, die da getan werden sollte, mit vereinigte. „Vermissten“ ist unförmlich, warten ist förmlich. Und es ist eben darum in sich selbst schon fruchtbar. Man überlege einmal, was aus Marburg hätte werden können, wenn nicht „vermißt“ worden wäre, sondern wenn wirklich alle in hingeebener Arbeit an der aufgegebenen Sache gearbeitet hätten. Auch dann wäre wahrscheinlich nicht „Herz und Herz vereint zusammen“ gesungen worden. Aber dann wäre das Wort, das Alfred Peter unmittelbar aus der Seele heraus zur Sache sprach (wir anderen hatten uns alle wesentlich vom Geiste her gemüht) wirklich aufgenommen worden und hätte uns still und froh gemacht. Und vielleicht hätten Worte, wie die von Wolf Meyer u. a., die nicht zur Sache sprachen, dann ungesprochen bleiben müssen.

Aber nun bin ich selbst noch in die Konjunktive „hätten“ und „müssen“ verfallen. Und was ich meine, könnte ich doch geradezu so ausdrücken: Man sage keine Konjunktive mehr. Sondern man werde wirklich ganz still von der gegebenen Wirklichkeit. Auch vor unserer religiösen Armut. Man werde auch ihr gegenüber nicht ungeduldig. Nur so kann uns Gott reich machen.

Noch ein ganz Praktisches sei zum Schluß gesagt. Ich habe zum ersten Mal auf dieser Konferenz tief gespürt, daß Mann und Jüngling spezifisch verschieden sind. Daß der Jüngling in erster Linie mit sich selbst beschäftigt ist, um eigene innere Klarheit ringt. Daß demgegenüber Mann-sein gerade heißt, innerlich frei geworden sein für die Seele. Wir sollten deshalb in Zukunft Wert darauf legen, daß wir, wo es unsere Sache gilt, unter Männern zusammenkommen. Die Jünglinge mögen sich für sich versammeln. Ich würde ihnen zwar raten, einzelne Männer, zu denen sie Vertrauen haben, zu sich einzuladen. Aber das ist schließlich ihre Sache.

Darf ich noch sagen, daß wir tief dankbar auf Marburg zurückblicken? Daß wir erfahren haben, wie unsere Arbeit gesegnet wurde? Denn wir haben unsere Aufgabe klarer erkannt. Und wir wissen: Gott segnet durch Aufgaben den, der wirklich auf ihn wartet.

Die evangelische Kirche und die politischen Parteien.

Von Friedrich Delekat.

Die Frage: Welches Verhältnis soll die evangelische Kirche zu den politischen Parteien einnehmen, sehe ich als eine Angelegenheit ihres Gewissens an. In allem, was folgt, ist als unbedingt richtig vorausgesetzt, daß es allen Verschiedenheiten des sittlichen Urteils bezüglich unserer Frage in den einzelnen kirchlichen Organen zum Trotz eine Einheitlichkeit des christlichen Urteils gibt, die aus der eindeutigen Wahrheit der christlichen Überzeugung folgt. Wer nicht den radikalen Willen hat, zu dieser Eindeutigkeit der christlichen Überzeugung sich durchzuringen, mit dem möchte ich nicht diskutieren. Damit ist der Standort klargestellt, von dem aus hier das Verhältnis der evangelischen Kirche zu den politischen Parteien erörtert werden soll.

Solange der Summepiskopat bestand, hat das christliche Gewissen der evangelischen Kirche öffentliche, gelegentlich — freilich nur gelegentlich — sogar Weltgeltung besessen.

Nachdem der Summepiskopat gefallen ist, tritt zu Tage, wie verfahren das sittliche Urteil der evangelischen Kirche in den Hauptfragen der inneren und äußeren Politik ist. Der eine denkt so, der andere so. Von einer einheitlichen Geltendmachung des Gewissens der evangelischen Kirche ist keine Rede. Darum ist es töricht, wenn man so tut, als ob die Beseitigung des Summepiskopats eine äußerliche Verfassungsfrage sei. Wir haben mit ihm die letzte — bescheidene — Möglichkeit verloren, unserem christlichen Gewissen im öffentlichen Leben Geltung zu verschaffen. Ja, darüber hinaus hat die straffe Anspannung der politischen Gegensätze die Einheit des sittlichen Urteils der evangelischen Kirche vollkommen zerrissen. Die Beseitigung des Summepiskopats hat eine in der evangelischen Kirche seit langem latent vorhandene Krankheit zu offenem Ausbruch gebracht. Denn mit jener bequemen sogenannten politischen Neutralität, die im Grunde nichts anderes als ein Deckmantel für die sittliche Urteilslosigkeit der evangelischen Kirche in den Hauptfragen der Politik war, ist es jetzt mit einem Male vorbei. Man muß entweder auf sittliche Geltung im öffentlichen Leben verzichten und sich auf die hierfür unbedeutenden Angelegenheiten der Individualmoral beschränken, oder man muß sich entscheiden.

Nun liegen die Dinge so, daß in den politischen Parteien eine bestimmte Beurteilung der uns heute bewegenden politischen Hauptfragen gegeben ist. Daß diese Beurteilung auch durch sittliche Normen bestimmt wird, ist klar. Wer die Entwicklung der politischen Parteien kennt, der weiß, daß sie nicht bloß auf die Vertretung wirtschaftlicher Interessengruppen abzielen, sondern allen Ernstes behaupten, durch die Propaganda sozialer, pädagogischer, ethischer und religiöser Ideen Faktoren für die

Entwicklung der geistigen Kultur zu sein. Man kann in mancher Hinsicht daran begründete Zweifel haben, es ihnen aber in vielen Fällen auch nicht bestreiten. So seltsam es anmutet, wenn von deutschnationaler, sozialdemokratischer, demokratischer „Weltanschauung“ geredet wird, die Masse des Volkes verbindet damit die zwar dialektisch unklare, aber doch gefühlsmäßig bestimmt gemeinte Vorstellung einer Bekenntnisgemeinschaft. Es nützt nichts, wenn man, wie Steiner es tut, auf die Torheit einer solchen Vorstellung aufmerksam macht und verlangt, daß in der Politik die ideellen von den wirtschaftlichen Motiven und Zielen getrennt werden müßten. Denn die Überzeugungskraft der Propaganda einer Partei hängt ja davon ab, ob die ideale Begründung ihrer wirtschaftlichen Ziele einleuchtend ist. Darum wird sich keine der politischen Parteien die ideellen Inhalte ihrer Propaganda nehmen lassen und sich als die Vertretung rein wirtschaftlicher Interessen bekennen. Ein politisches Leben, in dem sich die Gegensätze auf dem Wirtschaftsgebiete als reine Rechenerempel auflösen ließen, ist ein Umding. Hier kann nur theoretische Überlegung trennen, was in der Praxis unzertrennlich beieinander ist. Gerade die Sozialdemokratie, die alle geschichtliche Entwicklung aus materiellen Motiven ableiten will, ist in ihrer eigenen Parteigeschichte ein Beweis dafür, wie stark Ideen die Geschichte mitbestimmen. Denn ihr Materialismus ist eben auch eine Idee, und zwar eine sehr kräftige. Darum hat gerade die Sozialdemokratie als erste der politischen Parteien den Charakter einer Bekenntnisgemeinschaft angenommen, die ihren Gliedern ein bestimmtes ethisches Verhalten, den Klassenhaß, zur Norm gemacht hat. Die anderen Parteien sind ihr darin nur gefolgt. Wer das bestreitet, den bitte ich mir die Tatsache zu erklären, daß alle politischen Parteien dazu übergegangen sind, parteipolitische Jugenderziehung zu treiben. Was hat eine Pädagogik für einen Sinn, die nicht das Ziel verfolgt, die Normen der Parteiethik der Jugend ins Gewissen zu pflanzen? Von der deutschnationalen Partei wird ja auch offen zugegeben, daß sie an dem Gewissen des Volkes arbeitet. Also muß sie auch ihre eigene Parteiethik haben. Ich meine, daß es sich nicht mehr bestreiten läßt, daß fast alle politischen Parteien nicht bloß Organisationen zur Vertretung wirtschaftlicher und politischer Interessen sind, sondern zugleich wie die Kirche Bekenntnisgemeinschaften mit eigener Dogmatik und einer aus dieser Dogmatik gefolgerten eigenen Parteiethik darstellen.

Wenn nun in irgend einer dieser Parteien das Urteil durch die Normen der christlichen Ethik entscheidend bestimmt würde, so wäre die Frage, wie soll die evangelische Kirche ihr christliches Gewissen nach dem Fall des Summepiskopats wieder zu öffentlicher Geltung bringen, einfach zu lösen. Man könnte sich mit Haut und Haar der politischen Partei verschreiben, in der das christliche Gewissen regiert. Der Summepiskopat wäre in jener mit der evangelischen Kirche im Gewissen verbundenen politischen Partei erneuert, und das alte Verhältnis

wieder hergestellt. Daß dieser Gedanke mehr als eine bloß theoretische Kombination ist, beweist die Tatsache, daß zum Beispiel auf der Generalversammlung der Leiter der Schlesischen Arbeitervereine allen Ernstes der Vorschlag gemacht wurde, die Organisation der evangelischen Arbeitervereine Schlesiens einfach an die Provinzialgruppen der deutschen Volkspartei anzuschließen. Der Redner führte überzeugend aus, daß, wenn nicht eine Entscheidung in diesem Sinne getroffen würde, die Arbeit der Kirche in ihren Arbeitervereinen an einem grundsätzlichen Fehler, nämlich an dem Mangel eines festen Programmes leide. In der Tat wurde auch eine derartige Entscheidung getroffen. Nur daß man empfahl, sich nicht an die deutsche Volkspartei, sondern an die — katholischen Arbeiterorganisationen anzugliedern, ein Anzeichen dafür, wohin das Gewissen der evangelischen Kirche in seiner Not seine Zuflucht nimmt. Gibt die evangelische Kirche aber nicht mit einer solchen Entscheidung letzten Endes ihre konfessionelle Selbständigkeit auf? Ich meine, dieser Einzelfall muß jedem, der noch die Not nicht sehen gelernt hat, die Augen öffnen. Er hat in seinem Verlauf ferner überzeugend dargetan, daß das Gewissen der evangelischen Kirche eine Angliederung der Kirche an eine der anderen politischen Parteien nicht erträgt. Lieber noch mit den Katholiken zusammengehen! Denn es liegt offen zu Tage, daß keine der übrigen politischen Parteien ihr Urteil entscheidend durch die Normen der christlichen Ethik bestimmen läßt. Eine Angliederung würde eine Gewissensunterwerfung bedeuten. Das Schwergewicht, das nun einmal die materiellen Interessen über die sittlichen und erst recht über die religiösen Werte innerhalb der politischen Parteien haben, müßte die Kirche erdrücken. Wenn der alte Summepiskopat als eine Form, innerhalb deren das christliche Gewissen der evangelischen Kirche zu öffentlicher Geltung gelangte, vielleicht noch zu ertragen war, so ist der eben angedeutete Weg einer neuen Art von Summepiskopat schon deshalb ungangbar, weil man ja gar nicht wissen kann, wie lange eine politische Partei regiert. Die evangelische Kirche muß aber, wenn sie den Geist Christi bewahren will, immer und überall positive Arbeit tun. Sie darf sich nicht ins bloße Kritisieren hineindrängen lassen. Eine Partei, die in der Opposition steht, ist allein darum, weil sie Oppositionspartei ist, für die Kirche als Ganzes unmöglich.

Oder ist es etwa überhaupt nicht notwendig, daß die evangelische Kirche nach einer öffentlichen Geltung ihres Gewissens strebt? Ist es nicht vielleicht sogar besser, sich des sittlichen Urteils über das Geschehen unseres öffentlichen Lebens bescheiden zu enthalten, dafür aber um so mehr dem Einzelnen in seinen Nöten nachzugehen? Wo einem diese Meinung entgegentritt, da hat man ein Recht grob zu werden. Deshalb sage ich: zum Teufel mit dieser falschen Bescheidenheit. Sie wird uns zu Grunde richten. Wer auch nur eine geringe Kenntnis der sozialen Struktur des modernen Lebens hat, der muß wissen, daß fast alle Fragen der Indivi-

dualmoral durch die sittliche Beurteilung der politischen und Sozialen Hauptfragen bestimmt werden. Ich frage, welche sittlichen Begriffe durch die ethische Propaganda der politischen Parteien nicht problematisch geworden sind. Der Eigentumsbegriff steht in Frage, der sittliche Wert der Familie wird bestritten, über die sittliche Pflicht der internationalen Anstandsregeln ist man im Zweifel und wer weiß, über was sonst noch. Dagegen gelten Tatsachenentstellung, Parteigoismus, Verbeugung als sittlich geboten oder wenigstens als durchaus entschuldbar. Die evangelische Kirche kann nicht das Geringste zum Wiederaufbau der zerrütteten Volksmoral tun, wenn sie nicht zu den Hauptfragen des öffentlichen Lebens eine klare, an ihrem Gewissen orientierte Stellung einnimmt. Der sittliche Einfluß eines Pfarrers in seiner Gemeinde hängt wesentlich davon ab, ob seine Kirche in den Hauptfragen des öffentlichen Lebens ein eindeutiges christliches Urteil hat oder nicht. Das ist sonnenklar.

Daraus folgt nun der erste praktische Schluß meines Gedankenganges. Der Weg ist unmöglich, den die letzte preußische Generalsynode mit ihrer Erklärung eingeschlagen zu haben scheint, die die parteipolitische Betätigung der Geistlichen betraf. Ich schreibe diese Erklärung aus Nummer 10 des Kirchlichen Amts-Blatts für Schlesien ab. Dort heißt es: „Die Generalsynode bestreitet nicht, daß die parteipolitische Betätigung der evangelischen Geistlichen ihre persönliche Stellung in der Gemeinde unter Umständen schädigen kann. Sie ist sich aber auch dessen bewußt, daß grundsätzlich den evangelischen Geistlichen als Staatsbürgern das Recht der politischen Betätigung nicht verkürzt werden darf; sodann, daß evangelische Geistliche um des Gewissens willen, sowie aus Liebe zu ihrer Kirche und zu ihrem Volke und Vaterlande sich gedrungen fühlen können, für die Grundsätze und Forderungen eines politischen Glaubensbekenntnisses einzutreten, dessen Verwirklichung ihrer Überzeugung nach zur Förderung des christlich-sittlichen Lebens wie zum Aufbau der Kirche unerläßlich nötig ist. Solche Personen können erfahrungsmäßig, falls sie über das erforderliche Maß von Begabung, politischer Schulung und pastoraler Weisheit verfügen, der evangelischen Kirche wesentliche Dienste leisten. In Erwägung, daß es daher nicht angezeigt erscheint, im allgemeinen zur parteipolitischen Tätigkeit der evangelischen Geistlichen Stellung zu nehmen, ferner in dem Vertrauen, daß diese in den politischen Kämpfen der Gegenwart sich einer durch die Rücksichtnahme auf das geistliche Amt und auf die Gemeinde befleißigen werden, geht Generalsynode mit dieser Erklärung über das Gesuch der Generalversammlung des Berliner Verbandes evangelischer Arbeiter- und Arbeiterinnenvereine zur Tagesordnung über.“ Ich bin der Meinung, daß diese Erklärung die Gewissen irrt, weil sie einer grundsätzlichen Entscheidung aus dem Wege geht. Jeder wird sie so deuten, wie er sie versteht. Denn wenn der Wortlaut auch durchblicken läßt, welche Partei es ist, der nach Meinung der Generalsynode evangelische Geistliche „um

des Gewissens willen“ zu dienen „sich gedrungen fühlen können“, so hat man doch nicht gewagt, diese Partei offen zu nennen und so die Errichtung des neuen Summeepiskopats öffentlich zu erklären. Aber der Tatbestand — auch in den alten preussischen Provinzen — beweist, daß es ganz verschiedene politische Parteien sind, denen sich evangelische Geistliche „um des Gewissens willen“ zu dienen gedrungen fühlen können, und zwar deshalb, weil sie irgendwo mit ihrem Gewissen hin müssen, solange es nicht durch die Kirche selbst geleitet wird. Nichts ist leichter einzusehen als dies. Es wäre nun aber die Pflicht der Generalsynode gewesen, festzustellen, daß die Kirche eine parteipolitische Betätigung der Geistlichen nicht erlauben kann, weil die politischen Parteien in der sittlichen Führung der Massen mit ihr in Konkurrenz stehen. Diesem Verbot mußten freilich positive Richtlinien der sittlichen Beurteilung hinzugefügt werden. Eine politische Neutralität der evangelischen Kirche in dem Sinne, daß sie sich als Ganzes des sittlichen Urteils über die Vorgänge unseres öffentlichen Lebens enthält, ihren Einzelorganen aber die parteipolitische Betätigung gestattet, ist ein grundsätzlicher Fehler. Er zerreißt mit Notwendigkeit die Einheitlichkeit ihres sittlichen Urteils und führt die Kirche in eine Krisis hinein, an der sie zu Grunde gehen muß. In demselben Maße, wie sich die politischen Parteien zu Bekenntnisgemeinschaften mit eigenen sittlichen Normen entwickeln, schädigt jeder Pfarrer, der seine Kräfte in den Dienst einer dieser politischen Parteien stellt, die sittliche Geltung der evangelischen Kirche. Denn er rechtfertigt durch seine amtliche Stellung und seine persönlichen Gaben die nicht rein christlichen Normen der politischen Parteiethik. So arbeitet er direkt an dem Untergang seiner Kirche. Wenn wir diesen Weg einschlagen wollen, gut, dann laßt uns öffentlich erklären, daß wir als evangelische Kirche auf die sittliche Führung der Massen verzichten und sie den politischen Parteien überlassen. Warum dann nicht auch feierlich sanktionieren, was ja zu einem großen Teile schon Tatsache ist? Aber ich frage, ob wir das um des Gewissens willen dürfen. Es kommt hier nicht darauf an, ob der Pfarrer, der in einer politischen Partei arbeitet, irgend welche Mentalreservationen macht und für sich persönlich manche Entscheidungen seiner Partei ablehnt. Derartige Mentalreservationen sind dem Gesamtwillen der Partei gegenüber belanglos. Der Kampf wird nicht zwischen Privatmeinungen ausgefochten, sondern die christliche Ethik, deren Vertreterin die Kirche sein soll, ist von der Ethik der politischen Parteien bedroht. Es geht um die Geltung unseres Gewissens.

Und nun noch einmal: Hat die evangelische Kirche als Ganzes ein eindeutiges Gewissen? Wir fühlen, daß dies eine Frage ist, auf die wir nicht ja sagen können und nicht nein sagen dürfen. Denn wir wissen, wie sehr dieses Gewissen in seinem Urteil über die Hauptfragen unseres öffentlichen Lebens umherirrt, aber wir müssen als Christen auch daran glauben, daß das Gewissen der Christusgemeinde in seinem tiefsten

Grunde an den Geist des einen Herrn gebunden ist. Weil wir aber auf diese Frage nicht ja sagen können und nicht nein sagen dürfen, führt sie uns in die tiefste seelische Not hinein, in der wir mit Gott um den Glauben an die Eindeutigkeit des christlichen Gewissens unserer Kirche ringen. Ich wiederhole, daß ich mit keinem über unsere Frage reden will, der nicht die Tiefe dieser Not im Gebet ausgemessen hat und in dem aus dieser tiefen seelischen Not nicht der radikale Wille zur Eindeutigkeit des christlichen Gewissens geboren ist.

Wo dies aber geschehen ist, da wird eben diese Not zugleich als das reichste Geschenk empfunden, das Gott unserer Kirche gibt. Allein aus dieser Not heraus kann der Geist der Einigkeit geboren werden, der die neue evangelische Kirche bauen soll, die Volkskirche. Und sobald wir diese Not des Gewissens unserer Kirche als von Gott kommend begreifen, ist sie ja nicht hoffnungslos, sondern selbst der sicherste Grund unserer Hoffnung, freilich einer irrationalen. Deshalb bitte ich alle, die ihre evangelische Kirche lieben, zu prüfen, ob die Frage nach dem Verhältnis der evangelischen Kirche zu den politischen Parteien eine Angelegenheit des Gewissens ist, die nur durch ein Gewissensurteil entschieden werden kann. Ich zweifle nicht daran, daß das christliche Gewissen dann von selbst auf die Einheitlichkeit seines sittlichen Urteils hindrängen wird.

Der Weg, den die evangelische Kirche in ihrem Verhalten zu den politischen Parteien einschlagen muß, kann nach meinem Gewissenseindruck nur der einer nach allen Seiten hin streng festgehaltenen parteipolitischen Neutralität sein. Nicht der einer politischen Neutralität überhaupt. Es ist ein Fehler zu meinen, daß parteipolitische Neutralität und Gleichgültigkeit ein und dasselbe sind. Die Vorgänge unseres öffentlichen Lebens sind nicht identisch. Vielmehr kommt alles darauf an, daß die evangelische Kirche in vollem Umfange das Recht für sich in Anspruch nimmt, über alles im öffentlichen Leben Geschehende, das ihr Gewissen berührt, ihr sittliches Urteil auszusprechen. Tut sie das, so ist sie eo ipso ein politischer Machtfactor allerersten Ranges. Denn in einer Zeit der völligen Verwirrung der sittlichen Begriffe klammert sich ja geradezu jeder, der unter dieser Verwirrung leidet, an diejenige Organisation, die ein klares sittliches Urteil zeigt. Wenn es richtig ist, daß unsere Zeit und unser Volk im besonderen, moralisch durch und durch zerrüttet sind, so ist es andererseits ebenso richtig, daß ein klares sittliches Urteil kaum je eine größere Anziehungskraft besessen hat als heute. Man kann, wenn man den paradoxen Ausdruck anwenden will, sagen: Die Trostlosigkeit des sittlichen Zustandes in unserem Volk hat uns eine Hochkonjunktur der ethischen Werte gebracht, genau so, wie der Weltkammer die Ursache einer Hochkonjunktur der Industrie gewesen ist.

Zu allererst muß die evangelische Kirche — und zwar rede ich jetzt zunächst von der altpreussischen Landeskirche, weil sie als die größte die Pflicht hat, voranzugehen — endlich einmal als Ganzes eine klare Stellung

lung zum Sozialismus einnehmen. Es gibt freilich auch noch andere Probleme unseres öffentlichen Lebens, die das Gewissen der evangelischen Kirche berühren, aber dies ist das wichtigste. Bricht an dem Versuch, hier ein einheitliches sittliches Urteil zu schaffen, die Kirche auseinander, dann ist sie gewogen und zu leicht befunden. Wir werden zwar mit Tränen in den Augen aber doch innerlich befreit sagen: Laß fahren dahin, und das christliche Gewissen anderswo suchen als in der Kirche. Eine Kirche, die eine Volkskirche sein will, darf nicht einen Augenblick leben, ohne hier ein freies, sicheres, sittliches Urteil zu besitzen. Wir können uns nicht damit entschuldigen, daß das Problem des Sozialismus durch die praktische Erfahrung nicht genügend geklärt sei; es ist nach allem, was wir erlebt haben, nicht nur möglich, vom Standpunkte des christlichen Gewissens aus über den Sozialismus ein sittliches Urteil zu fällen; es ist bei der Verrantheit der parteipolitischen Dogmatik in der sozialen Frage sogar notwendig, daß die Kirche den sozialen Willen unserer Zeit auf die tiefsten Motive ihres christlichen Gewissens zurückführt. Und wer mit Männern verschiedener theologischer Richtung in Berührung kommt, der weiß auch, daß bei den Einsichtigen unter ihnen das Urteil über den Sozialismus gar nicht so sehr verschieden ist, als die Nichteinsichtigen uns glauben machen wollen. Uns fehlt vielleicht nichts als der ernsthafte Mut eines öffentlichen, die Kirche bindenden Bekenntnisses. Wenn die preußische Konstituante mit diesem Ernste an die Aufgabe herantreten wollte, zunächst in der eigenen Versammlung, dann in der Kirche, die sie vertritt, ein einheitliches sittliches Urteil über den Sozialismus zu schaffen, so zweifle ich nicht daran, daß Gott in ihr Männer aufrufen wird, deren sittlichem Urteil zu widersprechen keiner wagen wird. Freilich gehört Mut dazu. Ohne Mut kann man aber auch nichts Großes schaffen. Wer aus Angst davor, daß am Problem des Sozialismus, die Einheit der Kirche, die jetzt doch nur eine äußere Einheit ist, vollends zerbrechen könnte, der hat eben nicht gefühlt, daß, wenn Gott unter uns ist, es sich um Größeres handelt, als um ein Landeskirchlein. Wer aber Gott kennt, der weiß auch, daß er die Not unseres Gewissens nicht anders heilen kann, als daß er uns durch die Hoffnungslosigkeit hindurch einem neuen hoffenden Glauben entgegenführt. Eben darum, muß die Einheit des christlichen Gewissens der evangelischen Kirche an dem Problem erprobt werden, das diese Einheit am meisten gefährdet.

Sollte sich aber zeigen, daß das Gewissen unserer Kirche in diesem schwersten Problem seine Eindeutigkeit und Einheit bewahrt, so hat es mit einem Schlage seine öffentliche Geltung zurückgewonnen. Die Entwicklung muß zeigen, ob diese geistige Solidarität auch zu einer äußeren organisatorischen Zusammenfassung der deutschen evangelischen Landeskirchen in einer einheitlichen geistigen Zentraleitung führt. Es soll allein das Gewissen der evangelischen Kirche reden, das ich hiermit zur Antwort aufrufe.

Das Kirchenprogramm der sozialistischen Parteien.

Von Hans Hartmann.

Nur wer die Kirche auf der einen Seite ganz wichtig nimmt, als ein Problem, in dem sich die tiefsten Entscheidungen unserer Lage abspielen, und auf der andern Seite sie für völlig belanglos erklärt vor den wirklichen Lebensmächten Gottes — nur der wird die rechte Stellung einnehmen, zu den Dingen, die die grundsätzlichen Gegner der Kirche mit ihr vorhaben.

Es ist so furchtbar leicht, diese sozialistischen Programme in dem Sinne zu vergrößern, als ob sie nicht nur „Kirchenraub“, sondern Attentate auf die „christlichen Grundlagen unserer Kultur“ seien und, damit — im Grunde nur sich selbst und seine Ahnung von göttlichen Dingen zu vergrößern. Es ist leicht, sich mit einem der bekannten „vielen Worte“ zu beruhigen und zu sagen: Aber der Herr der Kirche wird sie nicht zu Grunde gehen lassen, und wenn es auch durch eine Zeit der Blutzugewand hindurchgeht. Ich spreche von rascher Beruhigung; denn die Vertreter der Kirche tun ja alles, um eine solche Märtyrerszeit zu vermeiden und — sie nennen das Notwehr — der Kirche schwere Zeiten zu ersparen; ihr Hinweis auf die Märtyrer im Baltischen Lande ist mehr romantischer Natur (von der parteipolitischen Bedeutung abgesehen), denn sie können doch im Ernst nicht glauben, daß unsere Sozialdemokraten mit einzelnen wilden Horden Rußlands zu vergleichen sind, die ganz gewiß nicht im Auftrage russischer Bolschewistenführer handelten, sondern einfach den alten militaristischen Mordgeist zur Auswirkung brachten.

Wohl ist Feindschaft gegen die Kirchen in jene Programme hineingearbeitet. Aber christliche Gesinnung beantwortet diese Feindschaft nicht mit „Notwehr“, also erneuter Feindschaft, sondern mit der Frage: Woher der Haß?, also mit Selbsterkenntnis. Und wenn Stämpfer in seiner Auslegung des § 6 des Erfurter Programmes „Religion ist Privatsache“ ernsthaft, in Anlehnung an Kultur, ausführt, daß im Sinne des Evangeliums (nicht der Kirche) nicht nur ein Christ Sozialdemokrat, sondern auch jeder Sozialdemokrat — „Christ“ sein kann, so sollte dies Wort eines berufenen Auslegers doch jeden veranlassen, nicht mehr von der Religionsfeindschaft der Sozialdemokraten zu reden (vgl. meine Schrift „Die Stimmen des Volkes“). Um so mehr freilich von der Feindschaft gegen die Kirche, gegen diese heutige Kirche.

Vorab Einiges zum Tatsächlichen. Die vier sozialistischen Parteien (S. P. D. — U. S. P. — K. P. D. — K. A. P. D.) stehen noch immer grundsätzlich auf dem Erfurter Programm, also auch auf dem § 6 desselben: „Erklärung der Religion zur Privatsache. Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken. Die kirchlichen und religiösen Gemeinschaften sind als private Vereini-

gungen zu betrachten, welche ihre Angelegenheiten vollkommen selbständig ordnen“.

Die Mehrheitssozialisten haben, typisch vertreten durch Hänisch und den Kölner Meerfeld mit seiner kirchenfreundlichen Parlamentsrede, seit der Revolution diesem Programm nichts offiziell hinzugefügt. Da es aber eine sehr verschiedene Auslegung verträgt, haben die Unabhängigen vor einiger Zeit einen „Entwurf einer Auseinandersetzung des Staates mit der Kirche“ ausgearbeitet, den die Kommission der Parteigenossenschaft zur Diskussion unterbreitet. Er ist zunächst also nur das Werk weniger Personen und soll erst mit der Volksstimmung durchtränkt werden.

Die Grundgedanken des Programmes sind für sozialistisches Denken selbstverständlich und die zahlreichen Angriffe dagegen zeigen nur, daß man der Kirche nicht die Lebensfähigkeit zutraut, auf eigenen Füßen zu stehen. Gefordert wird das Aufhören aller Staatsleistungen, eine erweiterte Säkularisation, die Kommunalisierung der Friedhöfe, der Verzicht der Aufsichtsrechte des Staates (auch staatlich-konfessioneller Statistiken), Stellung der Kirchen unter das Vereinsrecht.

Wer die Frage der Trennung von Staat und Kirche jetzt noch nicht durchgedacht hat, will es wohl überhaupt nicht tun und begehrt weiterhin die Ungerechtigkeit, die Kirche, als Besonderheit, aus öffentlichen Mitteln zu privilegieren, was man „Sekten“, Pazifisten, ethischen Bänden, inneren und äußeren Missionsbestrebungen und vielen anderen Bewegungen, die viel lebendiger sind als die Kirche, nicht zubilligt.

Der Grundgedanke des Programmes, daß aller Besitz der Kirchen Eigentum der Gemeinschaft wird und nur die Gebäude von Fall zu Fall (wir wünschten: auch dauernd) den bisherigen Besitzern vertraglich überlassen bleiben, wird rechtlich angefochten werden können. Aber man kann ihn auch rechtlich verteidigen und zwar von einem neuen Rechtsempfinden aus, von dem freilich im geschriebenen Gesetz noch nicht viel zu finden ist. Dieses neue Recht, das sich volkstümlich in der Frage ausdrückt: Woher haben die Kirchen ihre großen Besitztümer? geht davon aus, daß das, was durch die Arbeit der Gemeinschaft erworben und gebaut wurde, ihr irgendwie zu gut kommen und eben die Wandlungen des religiösen Lebens mitmachen muß. Beispiel: Wenn eine Gemeinde eine Kirche erbaut hat, sagt sich aber von der Bekenntniskirche los und wünscht ihren Kultus in anderer Form, etwa durch Anhörung der Messe solemnis oder von Brahms Requiem zu vollziehen, so wird das Gebäude nach diesem inneren Rechte der Kirche eben zum „Konzertsaal“.

In der Praxis wird das hoffentlich alles so durchgeführt werden, daß die berechtigten Gefühle aller nach Gemeinschaft Hungernden geschont werden. Von „Ansprüchen“ zu reden, geht dagegen nach dem geschilderten neuen Rechtsempfinden nicht mehr an, wonach eine Aufhebung des alt-

römischen Begriffs von Privateigentum im Werden ist, die ja mit der christlichen Einstellung zum Mammon harmoniert.

Von demselben Grundgedanken ist auch die Bestimmung getragen, daß nur die sich Anmeldenden nach der Trennung zur Kirche gehören. Es wird dadurch jedenfalls die zur Zeit vorhandene totale Gleichgültigkeit und die maschinelle Herabwürdigung des Amtshandlungstriebes vermieden, und die Kirche sollte dankbar sein, daß ihr so die „Angläubigen“ zu ihrem wahren Selbst im urchristlichen Sinne verhelfen.

Die Schulen als staatliche Anstalten sollen frei sein von religiösen Feiern und Handlungen. Diese Forderung kann natürlich erst praktisch werden nach der Aufhebung des Schulkompromisses, das die Bekenntnisschulen garantiert. Aber dann ist der Grundgedanke auch hier richtig. Denn es geht einfach nicht mehr, daß auf Staatskosten, zu denen Juden, Freidenker und viele andere Antikonfessionelle beitragen, das Volk im Sinne einer bestimmten Konfession erzogen und beeinflusst wird.

Und so stehen wir hier an dem tiefsten Punkte, von dem aus wir diese sozialistischen Kirchenprogramme sehen sollten. An sich sind wir gegen alle Programme, auch gegen dies. Aber wir werten dieses als Symptom, als einen Weg zur Besinnung, als Mahnung Gottes. So lange dieser Aton, der Aton der Zerrissenheit, des Kampfes aller gegen alle auch im Geistigen noch dauert, muß die Kirche sich gerne und freiwillig auf das Gebilde eines Vereins „herabdrücken“ lassen. Das wird ihr Opfer und Selbsterkenntnis, Prüfstein und vielleicht der Weg zu ihrem wahren Wesen zugleich sein. Und erst mit dem Werden einer neuen Menschheit wird die Kirche wieder das einigende Band der Anbetung, die Selbstdarstellung der glaubenden Gemeinde werden können, aber eben nicht die christusverleugnende Kirche der Vergangenheit, zu der die Unbußfertigkeit der gegenwärtigen hinzutritt, sondern die johanneische Kirche der Liebe, die jenseits auch aller geistigen Gewalt steht; ja notwendig stets die Gegengewalt herausfordern muß. Die Kirche, die nicht mehr Selbstzweck ist, sondern wirklich zur Ehre Gottes besteht.

Die Verantwortung der Gemeinde.

Das ungestüme Pochen der Gegner an die verschlossenen Türen der Schatzkammern der Menschheit ist im Grunde ein Mahnen des Meisters an seine Jünger, den Schlüssel zu gebrauchen, den er ihnen anvertraut. Er litt und starb für die von ihm verkündete Wahrheit und Liebe; Grund genug, daß seine Nachfolger die Sache auch todernst nehmen und wenigstens dafür leben.

(Aus: „Dorfgedanken. Blätter aus den Aufzeichnungen Klaus Deutlichs“ von Georg Flemmig. Neuwerk-Verlag Schlüchtern 1921. Preis 12.— Mk. Zu beziehen durch den Verlag.)

* Das neue Werden *

„Ich habe keinen Menschen . . .“ (Joh. 5, 7.)

Von Georg Flemmig.

Das ist mir immer eines der schrecklichsten Worte der Bibel gewesen, und wer es heute in der Christenheit mit Recht von sich sagen kann, gehört zu den Ärmsten der Armen und klagt nicht nur alle Getauften in seiner Umgebung aufs schwerste an, sondern alle in seiner Umwelt, die Menschenantlitz tragen. . .

Da bin ich gestern auf einer kleinen Wanderung über den Zellerberg, wo der kalte Novemberwind schon recht bissig nach einem griff und die Frostriesen mit ihren eisigen Händen bereits den Wasserlauf zwischen den Basaltblöcken zur Erstarrung gebracht hatten, auf einer Waldlichtung an ein Plätzchen gekommen, das mir in jedem Winter eine große Freude bereitet. Um eine kleine Quelle, die aus mir unbekanntem Grunde nie zufriert und von starken Eichen und wild wucherndem Buschwerk dicht umstanden ist, findet man auch bei großer Kälte Moose, Gräser und Kräuter in frischem, lebendigem Grün. Gänseblümchen wagen's dort schier immer, ihre Köpfchen ins Licht zu strecken, Primeln grünen und Knospen außerordentlich früh, und die Brombeerranken wollen erst recht nie was vom Sterben gehört haben. Ich habe auch gestern wieder eine Weile gestanden, die kleine, unheute, lebensfrohe und todgesicherte Schar gemustert und mich an der Gemeinschaft gefreut, die hier offenbar einen Triumph feiert. Das Großreua schirmt halt das Kleinzug vor dem eisigen Atem des Todes, der über den Baumwipfeln dahinbraust, und die Quelle bindet wahrscheinlich auch eine ganz gehörige Zahl von Kältegraden, sodaß dort Frühling herrscht, wenn ringsum das Leichentuch des Winters alles Leben deckt. . .

Als ich heimkam, las ich in unserem Lokalblatt folgende Notiz: „Gestern morgen fand ein Streckenläufer bei seinem Rundgange vor dem Tunnel die Leiche eines jungen Mädchens, das, wie verläutet, ein Kind unter dem Herren trug und vermutlich deshalb den schneller Tod auf den Schienen gesucht hatte. Der Kopf war vollständig vom Rumpfe getrennt. Es handelt sich um ein Dienstmädchen aus dem benachbarten Dorfe N., das bei einer hiesigen Familie in Stellung war.“ —

Da irrt also am Abend eines kalten, dunkeren Herbsttages durch Dunkel und Einsamkeit ein ganz junges, gesundes Menschenkind zwischen Tod und Leben hin und her wie ein Boal über einem großen Wasser, das kein Plätzchen zur Rast gewährt, weiß nicht, wo aus noch wo ein, sieht

nirgends einen Weg für sich durch ein weiteres Leben, weil es einen Fehltritt getan, den in unzählbaren Fällen die abscheulichste Gewissenlosigkeit von Menschen „ehrbarlichst“ „ungesehen“ zu machen weiß, und wählt schließlich für zwei Leben den Tod, den es eigentlich fürchtet und flieht, als Helfer aus unsagbarer Qual. Denn es ist ein furchtbarer Prozeß, der in der Seele des geistig gesunden Menschen abläuft, bis aus dem gesunden Lebenshunger, der bis zum äußersten nach Licht und Luft zu seiner Stillung sucht, die wahnsinn- oder todbringende Verzweiflung wird. Die Menschenseele stammt aus dem Licht, und es gehört sehr, sehr viel dazu, bis es in ihr so dunkel wird, daß sie selbst kein Sternlein mehr leuchten sieht. „Ich habe keinen Menschen“.

Gewiß, man kann viel Gutes, Wahres, Warnendes und Strafendes aus Anlaß dieses Todes sagen, und alles hat sein Recht. In mir aber wird heute nur eine Klage wach und eine Anklage. Warum — weiß ich nicht. Ich klage auch niemand aus seiner näheren Umwelt an, weil ich nicht richten darf und kann. Ich habe das Mädchen nicht gekannt. Aber es war hier im Dienst. Ich bin's auch. Es war getauft — ich auch. Es war Glied unserer evangelischen Gemeinde, die durchaus die Möglichkeit übersehbarer Verhältnisse hat. Es hat mich vielleicht gekannt und — doch nicht das Vertrauen oder den Mut gehabt, mir seine furchtbare Verlassenheit und Not, aus denen es schließlich auf den Friedhof flüchtete, zu sagen. Und auch keinem anderen aus der Gemeinde: es kannte in der ganzen christlichen Gemeinde, auch seiner Heimatgemeinde, offenbar keine Stelle, wo es bestimmt Hilfe fand, wenn auch fast alles sonst versagte. Und diese „Stellen“, diese Menschen waren und sind vorhanden. Nicht wenige sogar. Die Hilfe war eigentlich vor der Tür. Und doch?! Da ist doch etwas nicht richtig in der christlichen Gemeinde! Es gibt ganz gewiß in jeder fast dreitausend Seelen zählenden Christen-, nein, Menschengemeinde eine ganze Anzahl Menschen, die da zu helfen bereit ist. Zwar durchzuckt die Gemeinde als solche kein tiefes Weh, wenn sie hört, daß eines ihrer Glieder auf solche Weise aus dem Leben geflüchtet ist. Ach nein, „das“ wird ja für viele einfach begraben und vergessen. Das kommt ja in den Großstädten häufig vor und „interessiert“ schließlich nur die Polizei. Aber ist denn das nicht ein Gipfel des Unnatürlichen für eine Gemeinde?!

In einem antisemitischen Buche las ich einmal: „Tritt einen Juden auf den Fuß, und ganz Israel schreit auf von Dan bis Bersaba!“ Ja — ist denn das nicht herrlich? Sind denn die Kinder Israels um solches Fühlen nicht zu beneiden? Das ist's ja gerade! Da ist doch noch Gemeinschaft!

Halt! — Da liegt der Fehler bei uns! Die Gemeinschaft der Herzen fehlt. Und damit noch gar manche andere, die wir heute so nötig brauchen wie das tägliche Brot. Und das Fehlen dieser Gemeinschaft weist auf eine lebensgefährliche Entartung des Christentums. Man redet da-

von; aber es wird daran vorbeigelebt. Ist sie versandet oder bloß gefroren im Winter unserer Gegenwart? Dürfen wir hoffen oder müssen wir uns lebenslang bloß freuen dürfen an einzelnen geschützten Stellen im Winterwald der Menschheit?

Nebenbei gesagt, hat hierzulande solch ein verzweifelt in den Tod Gerannter alten kirchlichen Satzungen gemäß nicht selten noch recht seine Last, in herkömmlicher Weise unter die Erde zu kommen. Die „kirchlichen Ehren“ bei der Beerdigung können ihm versagt werden, wenn ihm nicht ein verständiger, barmherziger Arzt bescheinigt, daß er, zu solcher Tat fähig, unmöglich noch „normal“ gewesen sei. Könnte man dem nicht ein für allemal abhelfen durch eine Bescheinigung der höchsten Kirchenbehörde, daß die christliche Gemeinde überhaupt nicht „normal“ ist?

Wie sagte doch Zinzendorf? „Die unsichtbare Kirche kann der Welt sichtbar werden durch verbundene Glieder. Ohne Gemeinschaft statuiere ich kein Christentum.“

Und eine Stimme aus uralter Zeit: „Der Herr hat zu rechten mit den Bewohnern des Landes, weil keine Treue, kein Erbarmen und keine Gotteserkenntnis im Lande ist. Man schwört und lügt, man mordet und stiehlt und bricht die Ehe, man verübt Gewalttat und reißt Blutschuld an Blutschuld. Darum steht das Land traurig, und es müssen verschmachten, die darin wohnen“... (Hosea 4).

Wahre Familiengemeinschaft.

Um eine wirkliche Familie und — was dasselbe bedeutet — um eine reife echte Volkskultur zu gewinnen, erwecke man der Frau die Fähigkeit die rechte Stellung in der Familie einzunehmen, und zugleich erkämpfe man dem Mann den Weg zur Familie zurück, indem man dem Vereinsleben aller Art Krieg ansagt. Die Familie hat sich aufgelöst, wenn sie nur noch Suppenschüsselgemeinschaft, Wäsche- und Möbelgemeinschaft, nur noch Namensgemeinschaft geblieben ist. Die Jugend geht ihre eigenen Wege; der Vater hat seine Welt; die Mutter die ihre. Der Verfall des religiösen Lebens hängt aufs engste damit zusammen, daß die Familie zerfällt. Sie hat keine religiöse Gemeinschaft mehr; selbst wenn noch irgend eine Form von Hausandacht gepflegt wird, so ist es meistens eben nur eine ererbte Form, die man als überkommenen Brauch weiter pfleglich behandelt. Religiöse Hausgemeinschaft gibt es nur als quellendes und weckendes Leben, das sich eine zu eigen neu-gewonnene Form schaffen muß. Eine lebendige Familiengemeinschaft kann nicht ohne gemeinsames religiöses Erleben bestehen.

(Aus: Minne und Liebe, Lebensziele neudeutscher Jugend. Von Emil Engelhardt. Neuwirk-Verlag Schlüchtern 1921. Preis 12.— Mark. Zu beziehen durch den Verlag.)

Pontifex.

Von Heinrich Euler.

Pontifex maximus, große Brückenbauer, ist ein päpstlicher Titel, der die Aufgabe des katholischen Oberhirten als Mittler zwischen den Gütern des Himmels und den Bedürfnissen der Menschen versinnbildlichen soll.

Sobald die Person des Papstes hinweggedacht ist, steht an seiner Stelle die Gemeinde. Brücken zu bauen zu den Bedürftigen hin, das ist unsere heilige Aufgabe, Mittler des Heils zu sein, die Pflicht derer, die nur noch einen großen Brückenbauer kennen, Christum. Die Gemeinde steht nicht nur auf dem Ufer, das die Himmelswelt und ihre Güter gegen die Welt abgrenzt. Sie darf sich nicht damit begnügen, das Heil zu besitzen, sondern sie muß die Brücke bis hin zu den Verlorenen bauen.

Wir genügen dieser Aufgabe nicht, wenn wir das Heil in einer Sprache anbieten, die den Menschen fremd ist, in Begriffen, die keine Beziehung zu den besonderen Nöten haben, in denen sich die Menschen befinden. Brückenbauer müssen bis zum anderen Ufer den Bogen spannen, der den Weg für Suchende bilden soll. Um deswillen brauchen wir in der Gemeinde psychologisch, pädagogisch und sozialisch geschulte Kräfte. Diese müssen aber aus der Gemeinde selbst herauswachsen, damit sie die Kraft der Liebe besitzen, die bis zum anderen Ufer hin reicht.

Eine Gemeinde, die keine Brücken baut und keine bauen will, wird eine Welt für sich, abgeschlossen, vereinzelt, mit einer eignen Sprache und Sitte und doch — Welt. Denn das Wesen der Welt ist, nicht zu schenken sondern für sich alles zu suchen. Und es macht nichts aus, ob wir die höchsten himmlischen Genüsse oder die niedersten irdischen Luste für uns suchen, wenn uns die Selbstsucht dabei anspornt. Die himmlischen Genüsse werden in einer liebearmen Gemeinde bald mit heimlichen Sünden sich paaren, wenn die Gläubigen nicht mehr Brückenbauer sind. Es gibt in dieser Welt keine Gemeinde, die nur an himmlischen Ufern sich lagert, es sei denn, sie bestehe aus Vollendeten, Seligen. Und wenn wir nicht Heuchler sein wollen, dann dürfen wir auch keine solche Gemeinde vortäuschen wollen.

Unser geistliches Leben bedarf der Spannung des Bogens, die in der Verbindung zwischen beiden Ufern liegt. Wir dürfen nicht fremd den Menschen und nicht fremd dem Himmel leben. Unsere Aufgabe ist, „mit beiden Füßen mitten im Leben stehen“ und zugleich das Herz allzeit mit Christi Liebe erfüllen zu lassen.

Brückenbauer stellen nicht die Forderungen höher, als es die Schwachen vermögen. Das Verständnis, die moralische Spannkraft, die seelische Empfänglichkeit für rein religiöses und geistliches Reden, für eine durchaus asketische Lebensart, ist in vielen Menschen durch verkehrte Erziehung und durch sinnliches Gefangensein fast ganz verlorengegangen. Unser heu-

tiges Geschlecht ist verirrt, verwirrt, verloren. Und nicht minder die heutigen „Gebildeten“.

Wir erreichen sie durch die Liebe, die in einem neuen Leben sich ausprägt, in einem Leben mit einem ewigen Inhalt, mit einem festen Grunde, mit einem lebendigen Herrn, der uns überall umgibt und der uns beherrscht, daß wir nicht sündigen können.

Wir erreichen sie durch die Liebe, die sich wirkliche ernste Mühe gibt, die verwirrten Gedankengänge nachzudenken, aus denen der Mensch keinen Ausweg mehr findet und aus ihnen heraus den Weg zu weisen, der zum Lichte führt. Wenn wir nicht diese Arbeit tun, dann werden wir zu einer Weltinsel, die in sich erstarren und veröden muß, weil ihr der Zufluß des wirklichen Lebens fehlt, des Menschenlebens, in das wir beruflich, politisch und gedanklich gestellt sind. Es gibt keine Gemeinde, die wirklich von dem Einfluß der Zeit und der Zeitung, von der Wirkung des Bildes und der Bildung — denn Zeitung und Bildung sind nur Äußerungen eines innerlich Lebendigen, eines Nachzubildenden, wenn auch Verderbten, — sich völlig freihalten könnte. Unsere Aufgabe kann nur sein, aus allem Verwirrten heraus zum Ewigen, Einen, Einenden hin zu führen und alle Wege auszunützen, die dies fördern können.

Diese Arbeit ist nicht nur um der Welt willen sondern um unser selbst willen not, damit wir nicht in toter Selbstzufriedenheit fromme Pharisäer werden.

Wir erreichen die Gebildeten durch Mitarbeit an allem, was durch Christi Geist gebessert und gefördert werden kann. Wir arbeiten in Werkstatt, Büro, Hörsaal und Öffentlichkeit überall mit Menschen von Fleisch und Blut zusammen als Menschen von Fleisch und Blut. Wie ist es möglich, neben all diesen Beziehungen ein Sondergebiet festhalten zu wollen, wohin der bessernde, heilende und helfende Geist Christi nicht dringen könnte? Ob es die Wohnungsnot oder die Kinogefahr, die Trunksucht oder die Leseucht, das Wandern und Turnen oder die Musik ist: alles dies können Banden sein, in denen Seelen gebunden sind. Diese Banden zu lösen, ist unsere Aufgabe. Oft gilt es, entschieden zum Bruch zu raten, oft aber kann die Bande zum Werkzeug für Christum umgewertet werden. Hier gilt kein Schematismus sondern es wirkt nur ein inneres Freisein von allen Banden und zu allen Gebundenen hin und ein inneres Gebundensein an Christus.

Wahr ist es: Eine Gemeinde, die keine Brücken baut, ist leichter zu führen als eine solche, wie sie oben gezeichnet ist. Denn freie Menschen können nur auf dem Boden inneren Gebundenseins wachsen. Aber solch' freie, starke, natürliche und doch gebundene, schwache, geistliche Menschen sollten heute in einer untergehenden Welt stehen. Sie fehlen uns!

Wer will helfen, Brücken zu bauen?

Aus unseren Briefmappen.

Sozialismus und Gewissensbewegung.

... Mit Dank empfang ich die letzten Nummern des „Neuen Werkes“. Sie haben mich außerordentlich interessiert. Ich sehe da eine mir bis dahin wenig bekannte Richtung in unserer akademischen Jugendarbeit. Sozialismus und Religion sollen zu einer Synthese gebracht werden. Bisher scheint mir der Versuch noch nicht geglückt zu sein. Jedenfalls ist daran der dogma-ängstlich-befürchtende Standpunkt schuld und vor allem der uneingeschränkte Individualismus. Vor mir liegt die der proletarischen Jugend gewidmete Nummer 11. Nicht ohne Kopfschütteln habe ich das alles gelesen. Neben Paulus Worten aus 1. Kor. 1 steht ein Brief der Rosa Luxemburg! Und über diesem als Motto „Matth. 10, 39!“ Ich halte dieses Motto über diesem Briefe für eine Blasphemie. Hat Rosa L. irgend etwas mit Jesus zu tun gehabt? „Um meinetwillen!“ steht Matth. 10, 39. Ist sie nicht eine exaltierte Fanatikerin, eine wohl hoch begabte, schwärmerische aber doch krankhaft überreizte Persönlichkeit gewesen. Eine russische Jüdin, die unserem deutschen Vaterlande doch herzlich wenig genützt, aber durch ihren Landesverrat und ihre Agitation viel geschadet hat. Umsonst hat sie nicht in Breslau im Gefängnis gesessen. Ubrigens ist der Brief charakteristisch für sie: sentimental, überempfindsam, phantastisch, schwärmerisch. Wo ist in diesem Brief auch nur ein Satz, der mit Jesu Worten vergleichbar wäre, um das „um meinetwillen“ zu rechtfertigen... F. B.

*

... Du hast vollkommen recht, daß es nicht möglich sein kann, zwischen einem aus der Gnade heraus gelebten Christusleben und einem Parteisozialismus eine Identität zu konstruieren. Dagegen fühlen wir sehr stark, daß viele Gewissensforderungen, die von seiten des Sozialismus und des Pazifismus erhoben werden, ganz und gar auf die selbe Sehnsucht abzielen, die der eschatologischen Stimmung zur Zeit Johannes des Täufers und des Urchristentums entspricht. Wir sind überzeugt, daß das, was im Sozialismus und Kommunismus und Pazifismus Gewissensbewegung ist, sich rein von innen heraus gegen Mammonsherrschaft und Blutvergießen, soziale Ständeschichtung und persönlichen Besitzwillen richtet, von Gott kommt. Das hindert uns nicht, gleichzeitig zu sehen, wie starke satanische und dämonische Kräfte in denselben Bewegungen wirksam sind. Was wir heute brauchen und alle noch nicht so haben, wie es unsere Zeit verlangt, ist eine einfache Nachfolge Jesu, die dieser heutigen Sehnsucht entspricht, sich aber nicht auf das Erbauliche beschränkt... E. A.

Marburg.

Ich kann überhaupt nicht so aburteilend über die Tagung sprechen; das Unbefriedigende ist Zeichen unserer Zeit; gärende Verhältnisse voll innerer Spannungen! Wie sollte da ein anderes Resultat vorläufig zu erzielen sein! Die Eschatologie der Schweizer und die kritische Einstellung der Berliner müssen wir in unserem engeren „Neuwerk-Kreis“ gründlich ineinander arbeiten; sonst kommen wir nicht vorwärts! Gott gebe uns die Kraft dazu!...

D. B.

Über aller Politik.

Ich habe mich sehr über die letzte Nummer des „Neuen Werkes“ gefreut. Dein Aufsatz gefiel mir besonders gut, um seiner Schlichtheit und Kraft willen. Ich freue mich, daß den politischen Artikeln nicht mehr diese Bedeutung zukommt; denn Ihr steht doch im Grunde über aller „Politik“ in diesem besonderen Sinne; das war m. E. ein Fremdelement. Und die Marburger Tagung hat wohl vielen zur Selbstbesinnung und schlichten Wahrhaftigkeit geholfen. Es schien mir auch oft, daß Ihr Christusgeist sagtet, wo der Herren eigener Geist war. In der neuen Nummer bricht aber eine solche starke Innerlichkeit hervor, und ein so selbstloses, schlichtes Wollen, daß ich von Herzen erfreut bin. Ich hatte meine Mitarbeit gelegentlich zugesagt. Bisher konnte ich es nicht; irgend etwas hemmte mich, sobald ich das „Neue Werk“ las. Jetzt will ich es versuchen, wenn Gott es mir schenkt..

J. S.

Vom Warten.

Ich möchte wissen, worauf man eigentlich wartet: Gott erleben in Schlüchtern? Natürlich warten wir, aber dieses Warten ist doch ein ständiges Ringen und Kämpfen mit der Dinglichkeit, ein fortgesetztes Vordringen zu immer neuen Tiefen, die in Christus in uns aufspringen. Warten ist doch: die gemeinsame Not aufs tiefste mitempfinden und gegen sie angehen. Warten ist doch: zu den in uns allzeit gegenwärtigen Liebes- und Lebenskräften ja sagen. Gott fehlt doch nicht uns, sondern wir fehlen doch nur ihm. Gewiß, die Schweizer haben uns zur Bibel geführt, und wir müssen noch viel mehr zu ihr kommen, aber das „Stücklein Gottesreich“, das wir haben in aller Schwachheit und Torheit wächst doch jeden Tag. Und wir streichen doch jeden Tag ein Stücklein Dinglichkeit, die uns verstrickt, mehr ab, werden immer ichloser, wunschloser. Unsere guten Warteleute meinen, warten heißt schlafen, wehe den Knechten, die der Herr schlafend findet. Sie vergessen immer, daß es heißt warten und eilen. Wir stellen uns doch jeden Tag mehr, indem wir immer mehr die Nichtigkeit der Welt sehen und ihre Bedingtheit auf das Unbedingte..

H. S.

★ Buch und Bild ★

Die religiöse Erziehung in Haus und Schule. Von Professor Dr. Friedrich Niebergall. (128 S.) 8. Verlag von B. G. Teubner, Berlin und Leipzig, Karton 2,80 M. geb. 3,50. Hierzu Feuerungszuschläge des Verlags (Juli 1920 110/100, Abänderungen vorbehalten).

Professors Niebergalls Buch ist die hervorragende Gabe eines Theologen und Pädagogen. Wer einen klar gezeichneten gangbaren Weg auf dem heute so viel umstrittenen Gebiete sehen will, der greife danach. Gründlich, umfassend, überzeugend und allgemein verständlich geschrieben, entspricht es den Forderungen der Reformbestrebungen, ohne vom Ziel abzuweichen. Das Buch gehört meines Erachtens in jedes ernst gefinnte christliche Haus und in die Hand aller evangelischen Religionslehrer. Nicht zuletzt sei es aber auch allen Segnern der religiösen Erziehung dringend empfohlen! Es hat die seltene Fähigkeit, auch in ihnen ein Licht anzuzünden.

Georg Flemmig.

Kettende Politik. Aufgaben eines Volksbundes für evangelisch-kirchliches Leben im deutschen Volksstaat von Michael Georg Conrad. München 1919.

In der Sammlung „Deutsch-evangelische Friedensschriften“ als 2. Heft erschienen, gehört das Büchlein zu so manch anderen schönen, ergreifenden Zeugnissen deutsch-christlichen Zukunftsglaubens. Hier ist im Geiste schon geschaut, was einmal werden soll. So wie jetzt in den schlafenden Keimen der Wintersaat schon die Bildkräfte die Formen neuen Lebens im Voraus schaffen, so legt jetzt schon der göttliche Geist in der Gemeinde der Empfanglichen die Grundmauern eines neuen, besseren, schönen Deutschland. M. B.

Die Legende der Wiedergeburt von Johannes Aurelius. Horn-Verlag Hermann Hoffmann, Nesselwangen (Bodensee.)

Es ist dies ein Büchlein voll von sonnenbeschienener Besinnlichkeit, wie sie einem in stillen Stunden so wohl tut. Diese Christuslegenden, die von einem Strauß seiner Verse umgeben sind, klingen dem Leser in der Seele wieder, und keiner wird das Büchlein aus der Hand legen können, ohne Sonnenschein daraus verspürt zu haben. Wer die Legenden von Selma Lagerlöf oder Karl Mürtger liebt, der wird auch hier zu seiner Freude kommen. Diese Legenden kommen zur Weihnacht gerade recht, sie sind als Gabe zu Weihnacht geschaffen. Es.

Jaakobs Traum von Richard Beer-Hofmann. Verlag S. Fischer, Berlin.

Ein Buch tiefster religiöser Ergriffenheit. Beer-Hofmann ist erfüllt von der Sendung seines Volkes: „Herr — rufe, rufe — und aus meinem Blute wird immer wieder einer dann er stehen, ansachen das, was — Herr — von Dir entzündet — heilige Blut — noch unter Trümme n schwält, und ihnen sagen — wozu sie Gott — in alle Zeit — erwählt.“ Das Ganze ist gestaltet in einer Sprache, die den Durchschnitt der zeitgenössischen, dramatischen Produktion weit übersteigt.

Wunder und feste in der Schule zu Wannenthor von Anton Dörffler. Verlag Erich Matthes, Leipzig.

Ein kleines und billiges mit hübschen Zeichnungen geschmücktes Büchlein, das schon zu manchem Feste schlichte Freude bereitet. Es ist geschrieben von einem Menschen, der Kinder lieb hat, — er atmet Sonne!

Die Weihnachtsveröffentlichungen
des Neuwerk-Verlages

Georg Flemmig
Dorfgedanken

Blätter aus den Aufzeichnungen
Klaus Deutlichs. Mit Bildbeigabe: „Heimwärts“. Mk. 12.—

Hans Christoph Kaergel
Schlesiens Heide und Bergland

Ein schlesisches Heimatbuch mit einer Wiedergabe des Gemäldes
„Winterabend im Riesengebirge.“ Mk. 15.—

Zinzendorf
Über Glauben und Leben

Aus seinen Werken zusammengestellt von Otto Herpel mit einer
Einführung von Gerhard Reichel. Mk. 15.—

Emil Engelhardt
Minne und Liebe

Lebensziele neudeutscher Jugend
Inhalt: Liebe, Minne, Ehe, Kinder, Familie. Mk. 10.—

Junge Saat
Lebensbuch einer Jugendbewegung

unter Mitarbeit mehrerer Führer verschiedener Jugendgruppen,
herausgegeben von Eberhard Arnold und Normann Körber. Mk. 12.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder für eilige
Besorgungen direkt vom

Neuwerk-Verlag Schlüchtern.

Die Neuerscheinungen des Furche-Verlages

Sechste Anzeige

Sozialismus und Christentum

von D. F. Siegmund-Schulze
In Steifdeckel 2 M.

Der Frage „Sozialismus und Christentum“ wendet sich heute die allgemeine Aufmerksamkeit in verstärktem Maße zu. Die einen wollen wissen, wie haben sich Sozialismus und Christentum im Lauf der Geschichte zueinander gestellt? und die andern bewegt die Frage, wie müssen sie zueinander stehen? Beide Fragen beantwortet diese Schrift Siegmund-Schulzes.

Ausführliches Verlagsverzeichnis umsonst und portofrei.

Furche-Verlag, Berlin NW 7

H. Steinfeld Söhne Schlüchtern

Fernsprecher 89

Buchdruckerei und Buchbinderei

Setzmaschinenbetrieb

Für die Herren Verleger empfehlen wir uns zum Druck von Werken, Dissertationen, Broschüren und Massenauflagen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Jesus, das Dämonische und die Ethik

Pfarrer Dr. lic. Hartmann

Preis brosch. Mk. 9.10 geb. Mk. 12.—

Aus einer Besprechung!

„Es geht nicht, im Rahmen einer Besprechung dem Buche nur einigermaßen gerecht zu werden, alle die Fragen zu berühren, die der Verfasser stellt. Es gehört auch eine tiefere Kenntnis der Leben-Jesu-Literatur dazu, als diese einem Laien zu eigen ist und zudem eine philosophische Schulung nicht nur, sondern auch eine Kenntnis der Philosophieverke, wie sie nur wenige Akademiker und Nichtakademiker besitzen. Und doch ist das Buch auch ein Buch für den Laien, und in erster Linie für den Laien, denn das Wertvollste wird von jedem erfasst, der das Buch voraussetzungslos liest. Ich meine den Glauben an die Menschenseele, den Glauben an das Leben, an die Welt, den Glauben, der etwas, oder wohl das Dämonische ist.“

Verlag der Bergischen Bücherstuben
Solingen.

